

Als es nun vollends dunkel geworden, begab er sich nach einem Nebenzimmerchen, dessen einziges Fenster nach der Kirchgasse hinausging und aus welchem er sich oft mit Rosine über das Gähnen hinüber auf das Herzlichste unterhalten hatte.

Der liebende Gottfried hatte anfangs mit dem schmerzlichen Gefühl des Verlassenseins hinüber nach dem dunklen Weiser'schen Hause geschaut, hatte seine sehnsüchtigen Blicke mit aller Gewalt, die der Liebe zu eigen, in die Dunkelheit gebohrt, aber nichts als die schwarze Masse der gefühllosen Wand bot sich dar.

Um so freudiger aber überraschte es ihn, als er plötzlich drüben am wohlbekannten Fenster das leichte Geräusch vernahm, welches das Öffnen desselben begleitete.

Rosine ihrerseits war auch vom Drang ihres liebenden Herzens getrieben, an das Fenster getreten, durch welches man nach dem Weiser'schen Hause sehen konnte, hatte es geöffnet und dann sah sie sehnsüchtvoll hinüber nach den Scheiben, hinter denen Gottfried sie so oft gegrüßt.

Beide waren nun höchst angenehm überrascht, als sie sich einander gegenüber fanden, da doch Jedes das Andere beim Feste vermuthet hatte.

Draußen in der Welt war zwar heller Mondschein, aber im Kirchgäßchen, wie auch in den meisten übrigen Gassen der Stadt war es stockfinstern, da die hohen überhängenden Giebel nur eine ganz geringe Spur vom Lichtschein herabließen.

So konnte auch Rosine von ihrem Gottfried nichts sehen, als die Augen, die vor Liebe, wie ein paar Johanniswürmchen, in ihr Herz herüberleuchteten.

Als Gottfried merkte, wie Rosine drüben ihr Köpfchen herausstreckte und leise seinen Namen hauchte, da war er über alle Maßen entzückt.

„Singen, bist Du es?“ hauchte er zurück.

„Ja, Gottfried!“

„Bist Du allein?“

„Ganz allein! Die Magd habe ich fortgeschickt, damit sie ihre Schwester in der Langgasse besuche, aber ich wollte beinahe, sie wäre dagesblieben.“

„Fürchtest Du Dich, Singen?“

„Ach ja, ganz entsetzlich!“

„Singen, ich komme ein wenig hinüber.“

„Aber die Thür ist ja zugeschlossen!“

„Das ist freilich sehr schlimm. Wenn nur die Waffe nicht so breit wäre, daß wir uns erreichen könnten! Wäre eine halbe Elle weniger Zwischenraum, so könnten wir uns bequem küssen.“

„Mein lieber Gottfried, so lange ich Dich hier am Fenster habe und höre, so lange fürchte ich mich auch nicht. Wir können doch zusammen sprechen und uns an den Händen halten.“

„Aber schöner wäre es doch, ich könnte ganz hinüber. Doch halt, jetzt kommt mir ein Gedanke. Mein Vater ist Baumeister und ich werde auch einer, darum will ich jetzt zeigen, daß ich schon etwas von meiner Kunst verstehe.“

„Ich will eine Brücke hinüber nach Deinem Fenster bauen, wie Chemnitz noch keine gesehen hat.“

„Ja, aber wie soll denn das nur geschehen?“ fragte Rosine ganz verwundert.

„Warte nur einige Augenblicke, bis ich wieder heraufkomme, dann sollst Du die That sehen!“ sagte Gottfried und verschwand vom Fenster.

Sie harrete nun sehnsüchtig auf sein Wiedererscheinen und dachte hin und her, auf was für Art Gottfried wohl den Brückenbau zu Stande bringen werde.

Wald erschien er wieder und rief hinüber:

„Jetzt gib Acht! Singen. Ich schiebe Dir ein Bret hinüber.“

„Lege es auf den Fensterrand und halte es fest, dann komme ich darauf hinüber.“

„Sie fühlte bald das Ende des Bretes, das er vorsichtig hinüberschob; sie faßte es schnell mit beiden Händen und zog es heran.“

Der kühne Baumeistersohn schwang sich, so wie er merkte, daß die Brücke drüben festen Sitzpunkt gefunden hatte, gewandt durch das enge Fenster und griff schon drüben nach dem Fensterrand, da er Schreck! senkte sich das Bret jäh nach abwärts — Rosine hatte es zu weit an sich gezogen — der unternehmende Held und Liebhaber stürzte in die Tiefe und Rosine bemerkte mit Entsetzen, daß sie nur noch das leere Bret in den Händen hielt. Und vor Schreck ließ sie auch dieses fallen.

Gottfried aber fiel sehr glücklich. Er kam ganz bequem auf einen Wagen zu sitzen, der mit Grünsutter gefüllt war und den der

Eigenhümer eines der nächsten Häuschen in der Kirchgasse eben entleeren wollte.

Als der biedere Nachbar Hellmann vor sich den wichtigen Fall hörte, von dem sein Wagen kramte und als dann das Bret mit lautem Getöse auf das harte Pflaster aufschlug, glaubte er in seinem Schrecken, die Kirchgasse stürze ein, ließ den Wagen, den er unter den Trümmern zerstreut wähnte, stehen und stürzte mit aller Schnelligkeit fort, um sich zu retten und schrie laut:

„Zu Hilfe! Rettet Euch! Die Häuser stürzen zusammen!“

Rosine war im ersten Augenblick ganz starr vor Schreck, sie wäre Leinwand zusammengebrochen. Doch ihre rüstige Natur und mehr noch die Angst um Gottfried gaben ihr bald die Besinnung und Kraft wieder. Sie begann sofort aus dem Fenster hinab nach Hilfe zu schreien, worin sie unten vom Nachbar Hellmann treulich unterstützt wurde.

Und durch dies schreckliche Schreien der Weiden wurden die nächsten Anwohner der Gassen geweckt und alle glaubten im ersten Schreck, es geschehe ein großes Unglück, und als man die Worte Hellmann's: „Häuser stürzen zusammen!“ vernahm, da ergriff alle Leute eine furchtbare Angst und Aufregung. Man befürchtete mindestens, es sei ein Erdbeben ausgebrochen.

Der schreckliche Lärm drang bald hinaus zu dem Thürmer. Dieser lugte erschreckt hinab, konnte jedoch von Feuer oder auffeisendem Rauch keine Spur entdecken; doch hatte er eben lebhaft von einem Erdbeben geträumt, das man ihm kürzlich beschrieben hatte, und so kam er schnell auf den Gedanken, eine solche Wüthe unten in der Gegend der Kirchgasse, weil man dort so schrecklich jammerte und von Häusereinstürzen schrie. Er stürzte denn eilig nach dem Glockenstrang, und bald erklang die Sturmglocke dröhnend durch die Stadt, jedoch im Nu die ganze Einwohnerchaft auf den Beinen war.

Glücke, die sich schon zu Bett begeben hatten, stürzten im bloßen Hemd auf die Gasse, die Rätter schrien mit ihren Kindern um die Wette und die Stadtsoldaten an den Thoren bekamen vom furchtbaren Schrecken den Wadenknien. Viele aber meinten, der jüngste Tag sei über Chemnitz hereingebrochen.

Der Tumult drang auch schnell zu dem Festhaus, wo man eben äußerst laut und lustig war.

Als das Sturmläuten vernehmlich ward und Stichworte, wie Häusereinstürzen, Erdbeben und ähnliches heraufdrangen, da ward schnell die ganze Gesellschaft stumm und der Bürgermeister, der eben mitt in einem launigen Toast war, ließ das erhabene Beinglas fallen. Doch das allgemeine Starren dauerte nur einen Augenblick, dann eilten alle Gäste ängstlich und besorgt nach dem Ausgang, denn Jeder fürchtete für sein Haus und seine Angehörigen.

Auch Weiser's und May's waren besorgt, es möge ihre Hauslichkeit gefährdet sein, und sie geriethen in heftige Angst, als Jemand in der Nähe, nach dem Ort des Feuers gefragt, zur Antwort gab: „Im Kirchgäßchen ist's!“

Da eilten die beiden Elternpaare so sehr sie konnten, um schnell nach Hause zu kommen. Frau Weiser namentlich war in größter Sorge um ihr Köpfchen, das mit der Magd allein zu Hause war.

Als sie den Markt betreten, konnten sie nicht mehr vorwärts, weil sich so viele Menschen in der Nähe des Rathhauses nach der Klosterstraße hin angeammelt hatten. Was eigentlich los war, wußte Niemand, aber einige erfindungsreiche Köpfe hatten bald verschiedene Nachrichten über die Ursache des Aufsehens ausgeheckt. Ein Theil erzählte, es seien mehrere Häuser der Klosterstraße eingestürzt, andere, bei Weiser's wäre Feuer ausgebrochen und die Bewohner des Hauses seien erstickt.

In der Kirchgasse war Alles in größter Sorge, da doch jeden Augenblick noch mehr einstürzen konnte. Sich selbst von der Größe des Unglücks zu überzeugen, daran dachte Niemand im ersten Schreck, alles jammerte und schrie mit Hellmann. Doch einige furchtlose Männer kamen bald auf die Idee, durch das Gäßchen vor nach dem Heerd des Berberbens zu gehen; aber sowie sie diesen Entschluß laut werden ließen, stürzten ihre Weiber heran und bestärkten und beschworen die Kühnen, sich doch nicht nutzlos in die furchtbare Gefahr zu begeben, denn es könne doch aller Augenblicke noch mehr einstürzen. Diesen Warnungen konnten die Leute nicht widerstehen, aber man mußte doch wissen, was überhaupt von der Klosterstraße übrig geblieben war, und deshalb begab man sich bald durch die kleine Gäßchen über den Holzmarkt herum nach der Klosterstraße zu; voran ging Hellmann, der ja das Unglück zuerst wahrgenommen hatte.

Er stieß bald auf Weiser's, denen es noch nicht möglich geworden war, den Menschenhaufen zu durchdringen.

„Grüß Euch Gott, Herr Nachbar!“ rief er beim Anblick der

Weiser'schen Eheleute. „Ihr habt recht's Unglück! Aber wie kommt es, daß Ihr hier steht? Wart Ihr nicht zur Zeit des Unglücks in eurem Haus?“

„In unserem Haus? Ist denn da ein Unglück geschehen?“ fragten nun Weiser's aufs Höchste bestürzt.

„Doch Gott erbarm! Es ist eingestürzt, und Eures Nachbarn, des Mayen seines ebenfalls!“ antwortete Hellmann.

„Herr Jesus und alle Heiligen!“ schrie Frau Weiser, „und unsere Rosine, mein armes Kind, was ist aus ihm geworden?“

„Mama, tröste Euch, Frau Nachbarin! Sie wird hoffentlich keinen Schaden genommen haben. Ich hörte sie zwar recht mörderlich schreien, als die Giebel stürzten, aber sie wird nun gewiß heraus und in Sicherheit sein!“

Währenddem war unter dem drängenden Volk immer mehr Bewegung geworden. Man war begierig, zu erfahren, was denn nur eigentlich los sei, und Alles drängte hin nach der Seite, wo die Klosterstraße einmündete.

Da wurde am Rathshaus ein Fenster geöffnet. An demselben erschien ein Stadtkerold, der mit einigen schmetternden Trompetenstößen die lärmende Menge zum Bestimmen brachte und dann mit seiner dröhnenden Stimme beorderte: „Beruhigt Euch, Nachbar, und begehrt Euch nach Hause! Es ist weder Feuer noch Erdbeben in der Stadt und der ganze Lärm ist ohne Ursache gewesen!“

„Gott und allen Heiligen sei's gedankt!“ riefen Weiser's. „Aber Nachbar Hellmann, woher habt Ihr denn erfahren, daß unser Haus eingestürzt sei?“

„Straf mich Gott! Es ist doch wenigstens ein Stück vom Giebel heruntergestürzt! Ich hab es mit meinen eigenen Augen gehört und mit diesen Ohren gesehen!“ rief Hellmann in höchstem Eifer. „Stücken, so groß, wie Hausthüren flogen herunter, und ein Krachen gab's, wie von zehn Donnererschlägen! Könnt Euch doch versichert halten! Mein Wägelchen mit dem frischen Futter ist verschüttet worden!“

„Nun wollen wir doch schnell heimgehen und sehn, wie es sieht!“ sagte nun Weiser, und sie gingen ihrem Hause zu, da inzwischen auf dem Markte Platz geworden, weil sich die Menge nach den beruhigenden Worten des Kerolds bald zertheilte und heim begab.

Untenweg trafen Weiser's wieder mit Mayen's zusammen. Obwohl sich beide Familien wegen der zu herzlichsten Freundschaft ihrer Kinder innerlich feindlich gefant waren, zeigten sie doch äußerlich gegen einander die größte Freundschaft, und so rief denn auch jetzt Frau May, als sie die Nachbarsteine erblickte, in wärmstem Tone: „Ach, liebe Frau Nachbarin, haben wir um Euretwillen Angst ausstehen, als wir hörten, daß bei Euch Feuer sein solle!“

„Ach wir danken's euch von Herzen“, erwiderten Weiser's, „ihr seid immer freundlich und theilnehmend gegen uns!“

„Es wäre doch zu schrecklich gewesen“, sagte nun Frau May und würde noch viele Theilnahme und Ergriffenheit wegen der Gefährdung ihrer Nachbarn an den Tag gelegt haben, wenn nicht eben plötzlich Rosine auf ihre Eltern zugefügt wäre und sie mit Heftigkeit umarmt hätte, so daß Herr Weiser, der etwas fortpulsent war, laut ächzend aufschrie: „Sine, Du erträgst einen doch vor lauter Freude.“

„Ach liebster Vater, ich bin ja auch so glücklich, daß ich euch wiedersehe! Glaube ich doch, es könne auch euch Schlimmes widerfahren sein, da wir hier schon so bedroht waren.“

„Aber was ist denn hier geschehen?“ fragten nun die Eltern wieder neugierig.

„Ach, wißt ihr denn noch nicht, daß Gottfried aus dem Fenster gestürzt ist?“

„Das ist ja schrecklich! Aber wie konnte denn das geschehen? Lebt er noch?“ fragten Weiser's während Mayen's in heftigem Schreck folgende nach ihrem Hause eilten.

„Ach, kommt doch mit hinüber zu Mayen's, wir werden da sehen, wie er sich befindet.“

„Gewiß! Das müssen wir! Es ist unsere Pflicht als Nachbarn“ war die Antwort und die Familie Weiser begab sich zu Mayen's.

Sie fanden Gottfried wohl und gesund in der Stube sitzen, worüber man sehr erkaunte, während Rosine darüber große Freude empfand.

„Wie glücklich ist es doch abgelaufen!“ sagte man mit vieler Mithung. Aber nun wurde die Frage laut: „Wie kam es und auf welche Art ist Gottfried herabgestürzt?“ Gottfried und Rosine schwiegen darüber. Da wurde die Frage einbringlich wiederholt. Da begann endlich Gottfried:

„Ja, daran war meine Ungeheuerlichkeit schuld!“

„Wie? denn?“ fragte man alleseitig. Während dessen war Rosine ein Gedanke gekommen, der die Sache auf eine befriedigende Weise lösen und schließen konnte. Schnell begann sie jetzt:

„Um meinwillen ist der brave Gottfried heruntergefallen. Als der Feuerlärm anfing und Alles schrie, hier sei Feuer, da ward mir schrecklich bang. Ich wollte hinaus, doch die Thür war verschlossen; ich glaube bald, unser Haus brenne, und da rannte ich von einem Fenster zum andern und schrie: „Rettet mich, das ich hinauskomme!“ Da kam Gottfried mit der Leiter und wollte mich zum Fenster hinaubringen. Er verlor das Gleichgewicht und stürzte hinunter und ich wäre ihm sicher nachgestürzt, wenn nicht die Magd eben dazugekommen wäre und mich festgehalten hätte.“

Dies Alles erzählte Rosine mit größter Lebhaftigkeit und nun eilte sie auf Gottfried zu, erfaßte seine Hände und rief in herzlichstem Tone: „Liebster, bester Gottfried! Du hast mir beigegeben und wußtest mich retten, da ich ganz verlassen war und mich verloren glaubte und Du konntest dadurch beinahe selbst umkommen. Wie bist Du so gut. Ich werde es Dir zeitlebens danken!“

„O Rosine, ich würde mein Leben je einmal für Dich wagen, wenn ich Dich in Gefahr wüßte. Aber wißt ihr was, liebe Eltern, ich bin der Rosine so recht von Herzen gut und sie selber mag mich auch gern. Ist es nicht so Rosine?“ Sie ward ganz roth und nickte ein wenig und Gottfried fuhr fort:

„Wir sind also einig und möchten gern zusammenkommen. Verehrtester Herr Weiser und wertheste Frau Weiser, ich bitte Euch recht von Herzen, seid ja darum nicht böse und gebt mir Rosine. Und ihr, liebe Eltern, laßt es geschehen und gebt uns Euren Segen.“

Die zwei Elternpaare schwiegen darüber. Frau Weiser aber dachte in ihrem Herzen mit einigem Unwillen: „O, wären wir doch gar nicht hierher gegangen; dann wäre es nicht zu solchen Erklärungen gekommen. Rosine aber ist daran schuld, sie hat uns erst hereingezogen“ und Frau Weiser warf der Tochter einen sehr unzufriedenen Blick zu.

Doch diese mochte ihre Meinung ertönen. Sie ließ schnell zu der Mutter hin, ließ sich vor ihr nieder und sah mit recht bittenden Augen zu ihr auf, während sie leise sagte:

„Mütterchen, siehe, der Gottfried ist so gut, er wollte mir gleich beistehen, als er mich in Gefahr wußte und ich habe ihn ja auch so sehr lieb.“

„Aber was wird denn mit dem Doctor, den Du heirathen sollst?“ fragte die Mutter halb unwillig.

„Ach, der hat sich auch nicht um mich gekümmert. Denke doch, er ist nicht einmal gekommen, um zu sehen, wie es uns ergeht und man hat doch auf allen Gassen ausgerufen, daß bei uns Feuer sei.“ Das hatte Frau Weiser noch gar nicht bedacht und dieses Zeichen von Gleichgültigkeit des Doctors gegen sie entschied ihr Urtheil. Die Wange ihrer Günst veränderte ihre Stellung. Die Schale

IX.

Der Schwur Wladimir's.

„Ich weiß recht wohl“, sagte die Lehrerin, „daß ich mehr von Euch Allen lernen kann, als ich Euch zu sagen vermag, und ich würde lieber jähern, Euch meine Ansichten mitzutheilen, wenn wir nicht seit lange übereingekommen wären, uns nichts zu verheimlichen; denn der Unbedeutendste kann eine plötzliche, glückliche Eingebung haben.“

Dieser schmiedetische Eingang wurde günstig aufgenommen; Einige nickten beifällig und zustimmend mit dem Kopfe.

„Ich kann nicht wissen, wie der Vorschlag, den ich mache, beurtheilt wird in dem Kreise, in welchem wir leben, von der Gesellschaft, der wir angehören. Es ist mir im Grunde auch gleichgültig. Die Heiligkeit des Zweckes läßt nicht weniger bedenklich in der Wahl der Mittel sein. Uebrigens will ich bei meinem Handeln, welches allein nur der Revolution gewidmet ist, des biblischen Spruches gedenken: „Du wirst Alles verlassen, Vater und Mutter verlassen!“ Was die Bibel zu dem Mädchen sagt, welches auf dem Punkte steht, sich zu verheirathen, ich sage es von Demjenigen, die sich der Zukunft der Menschheit angelobt haben.“

Diese Tirade wurde lebhaft beifällig; entschieden kannte Parlowna ihr Publikum; dieses war genommen.

„Ihr wißt Alle daß der Graf Kostow gestorben ist. Wer von Euch zweifelt, daß, wenn sein ungeheures Vermögen in unseren Händen wäre, wir an Macht zunehmen würden? Ich gehe noch weiter. Mit den Millionen des Grafen leben wir, haben einen Hebel; ohne sie fahren wir fort im Staub zu kriechen.“

Die Zuhörer schienen mächtig gefesselt; die Rednerin fuhr fort:

„Die Erbin des Grafen ist Niemand anders, als eine meiner Schülerinnen, eine Freundin von mir, Gräfin Stasja. Ich habe beschlossen, sie an Einen von Euch, meine Herren zu verheirathen, und es wird geschehen, wenn Sie kein Hinderniß finden, wenn Sie einwilligen.“

Deutlich und klar, obgleich kurz gefaßt, machte diese Rede einen enormen Eindruck.

Vor den Augen der Nihilisten schwebte ein ganzes politisches System; sie fühlten sich schon kräftiger, sie fühlten sich unter einer festen Hand. Die Fährung, welche die Korrespondenzen der Verbannten, der Flüchtlinge so dringend verlangten, sie glaubten sie jetzt antreten zu können.

Die Einen, welche als höchsten Zweck den Umsturz des Bestehenden auf Kosten des werdenden sahen, applaudierten aus Fanatismus und die Andern, sich schon dem Schmutz und Eend entzissen sehend, stimmten aus Egoismus und Habgucht bei.

Sie war gewandt, diese Frau, die es verstanden hatte, alle diese

Gefühle anzuregen, all diesen Ehrgeiz zu wecken, all diese Laßheit aufzustacheln.

Parlowna war sich ihres Sieges bewußt, ihre grauen Augen leuchteten und sie erschien weniger häßlich, selbst für Wladimir, der sie natürlich verabscheute.

Der Präsident beantragte sogleich, ein Hoch auf Parlowna und Dankagung, was auch in das Protokoll aufgenommen wurde.

Ribowski erklärte sogar in einer Rede, daß dieser Abend eine historische Bedeutung erhalten werde und daß ihre Nachkommen einstens in dieses kalte, kahle Zimmer walkfahren würden, wo Parlowna durch ihre Worte der Revolution einen neuen Schwung gegeben habe.

Nachdem die Begeisterung sich einigermaßen gelegt hatte, begannen die Männer an sich selbst zu denken, und jeder fragte sich, wer derjenige sein werde, auf den die Wahl Parlowna's fallen werde. Ribowski hatte von sich selbst eine vortheilhafte Meinung und war nicht weit entfernt zu glauben, daß er die Idee früher wie Parlowna gehabt habe; unbedacht warf er ängstliche Blicke auf die Lehrerin.

Diese, mit ausgezeichneter Gewandtheit, hütelte sich wohl, mehr zu sagen; sie wartete, bis man sie fragen werde.

Die Männer fühlten unbestimmt, daß Fragen an sie stellen über ihre Wahl, ihr zu viel Macht anerkennen hieße; sie hatte schon einen unzulänglichen überwiegenden Einfluß; was würde daraus entstehen, wenn man ihn durch solche Unterordnung bestätigte? Und dann, die Meisten, Feinde des Servilismus, hätten sie sich nicht dazu verstehen können, so viel Gewalt, einzelst, welchem von ihnen, einzuräumen; um so weniger wollten sie einer Frau sie zugestehen.

Ribowski stand auf.

„Ich glaube, dem allgemeinen Wunsche entgegen zu kommen, wenn ich einen Vorschlag mache.“

„Ja, ja, macht den Euren! Jeder soll den seinigen vorbringen.“

„Mir scheint, daß bei einem, für die Partei so wichtigen Falle man nicht so leichtsin einen Entschluß fassen sollte; daß derjenige von uns, dem die Mission zu Theil werden wird, zu Gunsten der Revolution über ein so bedeutendes Vermögen zu verfügen, nur durch das Loos bestimmt werden kann. Seid Ihr meiner Ansicht?“

„Ja, ja“, schrien die begeistertsten Männer.

Serge, Wladimir und Parlowna hatten geschwiegen.

„Nicht alle haben mit Ja geantwortet“, fuhr Ribowski mit einigem Mißtrauen und in halb bebauerndem, halb gereiztem Tone fort.

„Ja wohl“, sagte Parlowna. „Wie wird ein solcher Vorschlag meine Zustimmung erhalten.“

„Und warum? Erklärt Euch näher.“ (Fortsetzung folgt.)